

EINÜBUNG UND WEISUNG

Einssein und Uneinssein: mit Gott — und mit den Mitmenschen Meditationen über einige Schrifttexte

Wer mit Gott eins oder uneins ist, ist es auch mit den Mitmenschen, und umgekehrt. Eines hängt mit dem anderen zusammen. Am deutlichsten hat das der erste Johannesbrief ausgesprochen: Wenn wir Gemeinschaft mit Gott haben, so haben wir sie auch untereinander (1 Jo 1, 6–7); „wenn wir einander lieben, dann bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen“ (ebd. 4, 11). Wie sieht diese Wahrheit konkret aus, wie äußert sie sich im Leben? Wir befragen daraufhin einige Schrifttexte.

Da brachte man ihm einen, der taub war und nur lallen konnte, und bat ihn (Jesus), daß er ihm die Hand auflege. Und er nahm ihn beiseite, von der Menge weg, steckte die Finger in seine Ohren und netzte mit Speichel seine Zunge. Und schaute auf zum Himmel, seufzte und sprach: Ephpheta, das ist: Sei aufgetan! Da ward geöffnet sein Gehör und gelöst das Band seiner Zunge, und er sprach richtig.
Mk 7, 32–35

Die Heilungswunder der Evangelien sind eschatologische Zeichen. Sie künden das Ende der Zeit an, das mit Christus gekommen ist, die Vollendung, die er am „letzten Tag“, in der Stunde seines Todes, wirkt, die „neue Schöpfung“, den heilen Menschen in einer heilen Welt. Der Schlußsatz unserer Perikope greift darum auf ein Wort aus dem ersten Schöpfungsbericht (Gen 1, 4. 10 u. ö.) zurück und erinnert an ein Prophetenwort (Is 35, 5), das die Erlösung verheißt: „Alles hat er gut gemacht: die Tauben macht er hören und die Stummen reden“ (Mk 7, 37).

Die leibliche Heilung steht nur zeichenhaft für ein viel tieferes und umfassenderes Heilwerden des Menschen; sie weist auf das von Gott verheißene und durch seinen Sohn gewirkte endzeitliche Heil, das nicht nur die Vollendung der ganzen menschlichen Existenz bedeutet, sondern liebende Gemeinschaft mit Gott, Anteil an seiner Herrlichkeit.

Für dieses Heil, für die personale Begegnung mit Gott zur Lebensgemeinschaft mit ihm, ist der Mensch von sich aus nicht fähig, ist er taub und stumm; aus Eigem heraus vermag er weder Gottes Anruf zu vernehmen noch ihm zu antworten, mit ihm zu sprechen. Man braucht sich darum gar nicht darüber verwundern, wenn einem Gott fern und das Gebet fragwürdig zu sein scheint. Erst Christus hat die reale, erfahrbare Begegnung mit dem personalen Gott ermöglicht (vgl. Hebr 10, 19–20). Seit seinem Kreuzestod und seiner Auferweckung ist allen Menschen die Gnade des Vernehmenkönnens von Gottes Stimme und des Redenkönnens mit ihm angeboten. Wo diese Gnade angenommen wird, da wiederholt sich, was in der Perikope von der Heilung des Taubstummen geschildert wird: Christus öffnet einem Menschen die Ohren und löst seine Zunge, so daß es auch von

ihm heißen kann: „Er spricht (mit Gott) richtig“, d. h. sein Gebet ist in aller Wahrheit und Wirklichkeit ein Sprechen mit Gott, und er weiß, daß es so ist, weil er zuvor Gottes Stimme vernommen hat.

Ein solches Ereignis der Gnade muß im Leben des Menschen, auch des Christen, oftmals geschehen. Denn auch dann, wenn einer schon mit Gott Gemeinschaft hat, ist er doch für gewöhnlich noch so in sich befangen, daß er von sich her immer nur die Stimmen dieser Welt und seine eigene Stimme vernimmt. Seine Taubheit und seine Stummheit dem unsichtbaren und unverfügbaren Geheimnis Gottes gegenüber wird erst allmählich überwunden, in dem Maße er sich auf den inneren Ruf des Geistes einläßt. Selbst in einem reifen Christenleben, und hier erst recht, wird immer wieder die Erfahrung gemacht, wie sehr es je von neuem der heilenden Tat des Herrn bedarf, um Gott gegenwärtig zu wissen. Ohne sie bliebe der Mensch in einer letzten Einsamkeit.

Wenn heute viele daran zweifeln, daß es überhaupt einen Sinn habe, im Ernst von einem Hören der Stimme Gottes und einem Reden mit ihm und darum auch von einer Taubheit und Stummheit Gott gegenüber zu sprechen, so liegt das wohl an falschen Vorstellungen von solchem Hören und Reden. Man darf die Erfahrung Gottes nicht außerhalb der Welterfahrung suchen; sie schwebt nicht sozusagen über dem normalen, alltäglichen Leben, sondern ist aufs engste damit verbunden.

Im Grunde erfährt jeder Mensch diese Taubheit und Stummheit. Greifbar und unabweisbar, ja geradezu bedrängend werden sie für ihn in jener Taubheit und Stummheit, die er so oft dem Mitmenschen gegenüber empfindet. Beide Erscheinungen hängen miteinander zusammen; sie haben die gleiche Wurzel: die Selbstverschlossenheit des Menschen, die Unfähigkeit, sich zu lassen, von sich wegzuhören, das Andere und den Anderen in ihrem Anderssein aufzunehmen und anzuerkennen, zu ihnen gleichsam hinüberzugehen, bei ihnen zu wohnen, von ihnen verwandelt zu werden.

Miß-verständnisse unter Menschen, selbst unter Freunden, sind nichts Zufälliges. Sie zeigen deren realen Zustand an. Die besten Freunde verstehen sich im tiefsten nicht. Sie reden und hören aneinander vorbei. Sie glauben sich vielleicht zu lieben und sich ganz zu verstehen; aber immer wieder müssen sie die schmerzliche Erfahrung machen, daß vieles zwischen ihnen liegt, was sie am Einssein hindert. Das Eigentliche, ihr Persönlichstes können sie einander kaum deutlich machen. Gerade darin zeigt sich die Edtheit ihrer Liebe, daß sie ihre gegenseitige Taubheit und Stummheit ertragen.

Auch hier bedarf es der Gnade, der heilenden Tat Christi, ob der Mensch davon weiß oder nicht. Wo aber einem die Ohren dem Mitmenschen gegenüber geöffnet worden sind, und er sich ihm mitzuteilen vermag, wo er dem anderen gegenüber offen liegt und sich auf den anderen einläßt, da beginnt er auch ein Gehör für Gottes Stimme und Anruf zu bekommen und fühlt sich gedrängt, sich Gott mitzuteilen, da weiß er um die Sinnhaftigkeit des Gebetes. Beten lernt man nicht unabhängig vom Gespräch mit dem Mitmenschen.

Das alles kann man erfahren: die eigene Verschlossenheit, den ständigen Versuch, das Andere und den Anderen (selbst Gott) in sich hineinzuziehen, sich nutz-

bar zu machen; das Sich-Öffnen, das Zugehen auf den Anderen, Unbekannten, das Sich-ihm-Aussetzen, das liebende Bei-ihm-Verweilen; die schmerzliche Grenze, das Unvermögen, sich radikal zu überschreiten. Und als tiefste Erfahrung: das gemeinsame Umfangensein von dem größeren Geheimnis allen Lebens, das überhaupt erst ein tieferes Verstehen schenkt. Wo solche Erfahrung gemacht wird, ist Gott schon dabei, steht der Mensch schon im Gespräch mit Gott. Was hier in Wirklichkeit im Menschen geschieht, macht erst die Perikope von der Heilung des Taubstummen klar.

Sein älterer Sohn aber war auf dem Feld. Als er nun heimkam und sich dem Haus näherte, hörte er Musik und Tanz. Er rief einen von den Knechten herbei und fragte ihn, was das bedeute. Der sagte zu ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er ihn gesund wieder hat. Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater aber kam heraus und redete ihm zu. Er aber gab dem Vater zur Antwort: Sieh, so viele Jahre diene ich dir, und niemals habe ich ein Gebot von dir übertreten, aber nie hast du mir ein Böcklein gegeben, damit ich mit meinen Freunden ein Freudenfest feiere. Nun ist dein Sohn gekommen, der sein Vermögen mit Dirnen durchgebracht hat, und du hast ihm ein Mastkalb schlachten lassen. Er aber sagte zu ihm: Kind, du bist allezeit bei mir, und mein ganzer Besitz ist dein. Du müßtest mitfeiern und dich freuen, denn dieser dein Bruder war tot und ist zum Leben gekommen, er war verloren und wurde gefunden.

Lk 15, 25–32

Warum wird der ältere Sohn so zornig? Weil er sich von seinem Vater übergangen fühlt, weil ihm in seinen Augen der jüngere Bruder, der den Vater verließ, der sich um ihn, den Älteren, nicht kümmerte und der sein Vermögen mit Dirnen durchbrachte, vorgezogen wird. Sein Zorn ist spontan und heftig, er kommt aus einer großen Enttäuschung und Verletztheit. Plötzlich und unvorbereitet wird er vor eine Tatsache gestellt, die er nie für möglich gehalten hätte. Das läßt auf seine innere Verfassung schließen.

Hier ist ein Mensch, der sich für gerecht hält und seine Rechtschaffenheit ganz und gar dem eigenen Bemühen zuschreibt. Er identifiziert sich sozusagen mit seinem Gutsein, seiner Gerechtigkeit, weil er sie sich selbst zu verdanken meint. Er glaubt darum auch ein Recht zu haben auf Dank und Belohnung. In diesem Horizont bewegten sich alle seine Vorstellungen. Daher die große Enttäuschung, der heftige Zorn, die Bitterkeit. Seine Welt ist erschüttert.

Wer so denkt wie dieser ältere Sohn, lebt in einem Gefängnis, im Gefängnis seiner selbstgerechten und selbstsüchtigen Gedanken. Er entwirft von sich aus seine Welt, und alles, was in dieser Welt vorkommt, ist auf ihn bezogen. Ein solcher Mensch kann im Grund gar nicht lieben, weil er das Geliebt- und Beschenktwerden nicht kennt, weil er sich niemandem verdanken will. Dem Sohn des Gleichnisses war das Geschenk, immer bei seinem Vater sein zu dürfen und alles mit ihm gemeinsam zu haben, mit ihm zu teilen, gar nicht zum Bewußtsein gekommen, er hatte es als selbstverständlich hingenommen, als sein Recht angesehen. Um wieviel weniger war der jüngere Bruder noch in seinem Gedächtnis,

in seinem Herzen, höchstens als der, der seine Rechte gefordert, erhalten und verschleudert hatte, der kein Recht mehr besaß, und mit dem er darum nichts mehr zu tun haben wollte. So konnte er den Vater nicht verstehen. Das Uneinssein mit seinem Bruder offenbart, daß er auch mit seinem Vater schon längst uneins war, obwohl er es nicht wußte, ja obwohl er glaubte, der beste und treueste Sohn seines Vaters zu sein. Während der Vater seinen jüngeren Sohn nicht vergessen konnte – er wartete auf ihn, und als er ihn kommen sah, lief er ihm entgegen –, hatte der ältere nur ein böses Wort für ihn.

Der Vater des Gleichnisses ist Gott, der in Christus allen Menschen Vater geworden ist. Er hat sehr verschiedene Söhne, die ihm beide Kummer machen, nicht nur derjenige, der offen Sünde treibt, sondern auch der rechtschaffene, ja dieser sogar noch mehr. Mag einer ein noch so frommes Leben führen, mit Gott gleichsam Tür an Tür wohnen, alle Gebote erfüllen und kein Unrecht tun, wenn er nicht sich und alles, was er hat und tut, Gott als seinem Vater verdankt, hat er keine Gemeinschaft mit ihm, ist er mit ihm uneins. Wo ihn das eigene Gewissen nicht seiner Täuschung überführt, bringen es die mitmenschlichen Beziehungen an den Tag. Hier führt alle Selbstgerechtigkeit, alle vermeintliche Rechtschaffenheit bald zum Konflikt; sie wirkt zerstörerisch und setzt Feindschaft zwischen den Menschen. Wo das geschieht, zerbricht auch alle Selbstgerechtigkeit vor Gott. Aber auch das andere gilt: Wo Menschen wieder zueinander finden, da finden sie auch in tieferer Weise zu Gott hin.

Es begab sich, daß Kain von den Ackerfrüchten dem Herrn ein Opfer darbrachte. Aber auch Abel opferte von den Erstlingen seiner Herde und ihrem Fett. Der Herr blickte auf Abel und seine Gabe, auf Kain und sein Opfer aber sah er nicht. Da entbrannte Kain im Zorn, und sein Angesicht verfinsterte sich. Er sprach zu seinem Bruder Abel: „Komm, wir wollen aufs Feld gehen!“ Als sie auf dem Feld waren, stürzte sich Kain auf seinen Bruder und erschlug ihn.
Gen 4, 3–5; 8.

Was hier geschildert wird, ist kein historischer Bericht im heutigen Verständnis, sondern eine Antwort auf die Frage: Woher kommt der Bruderzwist, der die menschliche Gemeinschaft, das Verhältnis von Mensch zu Mensch, von Familie zu Familie, von Volk zu Volk so schwer belastet? Wie ist er in die Welt gekommen? Das Offenbarungswort sagt: er findet sich schon in den Anfängen der Menschheitsgeschichte vor. Schon die gesellschaftlichen Verhältnisse der Urzeit, wie sie sich aus dem biblischen Text ergeben, deuten darauf hin: Einheit und Gemeinschaft, Zeichen der Liebe und des Friedens, Traum und Sehnsucht aller Zeiten (vgl. Apg 2, 43; 4, 32: „sie hatten alles gemeinsam“), sind verlorengegangen; Kain und Abel, Prototypen des Anfangs, leben getrennt: sie haben verschiedene Berufe, ihr gesondertes Eigentum, und nicht einmal vor Gott treten sie gemeinsam hin: jeder baut seinen eigenen Altar. Diese Isolierung der Menschen, ihr Alleinangang, läßt eine tiefere Störung ahnen.

Wie kam es zum Streit der Brüder, der zum Totschlag führte? Der biblische Autor gibt darauf keine psychologische, sondern eine theologische Antwort. Sein Ursprung, sagt er, lag in der Sünde gegen Gott. Weil Kain sich in seinem Her-

zen von Gott abgewandt und den Geschöpfen zugewandt hatte, darum verfehlte er sich gegen den Nächsten. Sein Opfer war nur äußerlich, weshalb Gott ihn und seine Gabe nicht anschaute (Gen 4, 5). Es mangelte ihm an Glaube, wie der Hebräerbrief (11, 4) verdeutlicht; so konnte die Begierde in ihm Platz greifen und das Herz vergiften, verfiel er dem Bösen (Habgier, Neid, verletzter Stolz) und tat Böses (1 Jo 3, 12). Aus einem gottabgewandten, bösen Herzen heraus erschlug er seinen Bruder.

So sehr die Bibel theozentrisch denkt und den Ursprung aller Sünde, die es zwischen Menschen gibt, der Lieblosigkeit, des Streites, des Hasses, aller Grausamkeit, bis zum Mord, in der Sünde gegen Gott, im Mangel an Glaube oder in der Glaubensverweigerung sieht, so läßt sich doch eins vom anderen nicht trennen: die Abwendung von Gott hat zwangsläufig die begehrlische Zuwendung zu den Geschöpfen zur Folge. Und diese hinwiederum läßt den Menschen nur noch schwer zu Gott zurückfinden, in dem Maße er der Begierde verfällt und sein Herz böse ist. Der Weg der Umkehr führt leider meist nur über die Katastrophe. Die Erde ist für den Mörder Kain unfruchtbar geworden, sie kann ihm keine Heimat mehr sein (Gen 4,12). Was er selbstsüchtig geliebt und mißbraucht hatte, schlägt zurück. Es bleibt ihm nur noch ein Weg offen: der Weg zu Gott.

Friedrich Wulf SJ

BUCHBESPRECHUNGEN

Glaube und Verkündigung heute

Auer, Johann: Glauben – Gewinn, Risiko? Eine Antwort auf die aktuelle Frage „Was heißt glauben?“ (Kreuzring-Bücherei. 50.). Trier, Zimmer 1968. 116 S. 2,50 DM.

In dem vorliegenden kleinen Büchlein des Regensburger Dogmatikers geht es weniger um die wissenschaftlich-methodische Frage nach der Struktur des Glaubensaktes als um die „ursprüngliche Frage nach dem Glauben“ (5), wie sie sich jedem Christen heute dringend stellt. Ein kurzer, dennoch äußerst lehrreicher Abriss der Geschichte der Glaubenstheologie zeigt in klarer Darstellung die Akzentverschiebungen bis zum Ersten Vatikanum. Unter Berücksichtigung der Aussagen des Zweiten Vatikanums und der neuen Fragestellungen stellt der Vf. dann die Frage, welche Züge im Glaubensverständnis der Kirche neu eingezeichnet und akzentuiert werden müßten.

Die abschließenden fünf Glaubensgebete „eines Menschen unserer Zeit“ sind als Meditationen gedacht und atmen eine tiefe Frömmigkeit, die wertvollste Elemente der Überlieferung aufnimmt. Der Leser wird selbst beurteilen müssen, ob die Frage nach dem Glauben, wie unsere Zeit und somit auch er selbst sie stellt, radikal genug gesehen ist – unbeschadet der vielen wertvollen Anregungen. *K. H. Crumbach*

Rabut, Olivier A.: Redlichkeit im Glauben. Auf der Suche nach einer neuen Spiritualität für die Zeit der Ungewißheit. Freiburg, Basel [u. a.]: Herder 1968. 96 S. Kart. 7,80 DM.

O. A. Rabut, in Deutschland bekannt durch sein Buch „Gespräch mit Teilhard de Chardin“, wendet sich in dem vorliegenden Versuch vor allem an den Nichtgläubigen. Zunächst geht es ihm darum, den Suchenden